

Ich war nicht auf Alice' Beerdigung. Ich war damals schwanger. Wahnsinnig und rasend vor Trauer. Aber ich trauerte nicht um Alice. Nein. Da hasste ich Alice schon und war froh, dass sie tot war. Denn Alice hatte mir das angetan, Alice hatte mein Leben zerstört, mir das Beste genommen, was ich je hatte, und es in Millionen Scherben zerschlagen. Ich weinte nicht *um* Alice, sondern *wegen* Alice.

Erst jetzt, vier Jahre später und eine Ewigkeit glücklicher, endlich angekommen in einem geborgenen und ruhigen Leben mit meiner Tochter Sarah (meiner süßen, ach so ernststen kleinen Sarah), wünsche ich manchmal, ich wäre doch zu Alice' Beerdigung gegangen.

Weil ich Alice nämlich überall sehe – im Supermarkt, am Eingang von Sarahs Kindergarten, in dem Club, wo Sarah und ich manchmal preiswert essen. Da sehe ich plötzlich aus den Augenwinkeln Alice' glänzendes weizenblondes Haar, ihre Modelfigur, ihre auffälligen Klamotten, und ich bleibe mit pochendem Herzen stehen und starre. Es dauert nicht lange, dann fällt mir wieder ein, dass sie tot und begraben ist, dass sie es unmöglich sein kann, aber dennoch muss ich mich zwingen, näher ranzugehen und mich zu vergewissern, dass ihr Geist mich nicht verfolgt. Von nahem sehen diese Frauen Alice manchmal ähnlich, aber sie sind nie, niemals so schön wie sie. Oft haben sie, aus der Nähe betrachtet, nicht mal die geringste Ähnlichkeit mit ihr.

Dann wende ich mich ab und mache weiter mit dem, was ich zuvor getan habe, aber alle Wärme ist mir aus Gesicht und Lippen gewichen, und der Adrenalinstoß lässt meine Fingerspitzen unangenehm kribbeln. Mein Tag ist unweigerlich ruiniert.

Ich hätte zu ihrer Beerdigung gehen sollen. Ich hätte nicht weinen oder Trauer heucheln müssen. Ich hätte verbittert lachen und in die Grube spucken können. Wen hätte das gekümmert? Wenn ich nur gesehen hätte, wie sie ihren Sarg hinabließen, wenn ich zugeschaut hätte, wie sie die Erde darauf warfen, dann wäre ich mir jetzt sicherer, dass sie wirklich tot und begraben ist.

Und ich wüsste tief in meinem Inneren, dass Alice für immer fort ist.

1

Hast du Lust zu kommen?» Alice Parrie lächelt zu mir herunter. Es ist Mittagspause, ich sitze unter einem Baum, allein, und lese ein Buch.

«Hä?» Ich schirme die Augen ab und sehe hoch. «Wohin kommen?»

Alice reicht mir ein Blatt Papier.

Ich nehme es und werfe einen Blick darauf. Es ist die knallbunte Fotokopie einer Einladung zu Alice' 18. Geburtstag. Kommt alle!! Bringt eure Freunde mit!! steht da. Sekt gratis! Essen gratis! Nur jemand, der so beliebt und selbstbewusst ist wie Alice Parrie, kann eine derartige Einladung verteilen. Jeder Normalsterbliche würde wirken, als bettelte er um Gäste. Wieso ich?, frage ich mich. Ich kenne Alice, jeder kennt sie, aber ich habe bisher noch nie ein Wort mit ihr gewechselt. Sie ist etwas Besonderes – schön, beliebt, unübersehbar.

Ich falte die Einladung in der Mitte und nicke. «Ich versuch's. Klingt gut», lüge ich.

Alice schaut mich ein paar Sekunden lang unverwandt an. Dann seufzt sie und lässt sich neben mir auf den Rasen plumpsen, so nah, dass eins ihrer Knie schwer gegen meines drückt.

«Du kommst nicht.» Sie grinst.

Ich spüre, wie meine Wangen rot werden. Obwohl mir mein ganzes Leben manchmal vorkommt wie eine Fassade, wie eine Mauer aus Geheimnissen, bin ich keine gute Lügnerin. Ich blicke nach unten auf meinen Schoß. «Wahrscheinlich nicht.»

«Aber du musst kommen, Katherine», sagt sie. «Das wär mir wirklich total wichtig.»

Ich bin erstaunt, dass Alice überhaupt meinen Namen kennt, aber noch erstaunlicher – ja, geradezu unglaublich – ist, dass sie mich auf ihrer Party dabeihaben will. An der Drummond High School kennt mich praktisch keiner, und ich bin mit niemandem befreundet. Ich komme und gehe unauffällig, allein, und lerne vor mich hin. Ich versuche, möglichst keine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Ich komme ganz gut klar, aber meine Noten sind nicht berauschend. Ich bin in keiner Schulsportmannschaft, in keiner AG. Und obwohl ich weiß, dass ich nicht immer so weitermachen, nicht ewig ein Schattendasein führen kann, ist es vorläufig richtig so für mich. Ich verstecke mich, das weiß ich, ich verhalte mich feige, aber im Augenblick muss ich unscheinbar sein, langweilig. Damit keiner erfährt, wer ich wirklich bin oder was passiert ist.

Ich klappe das Buch zu und fange an, meinen Lunch wegzupacken.

«Moment.» Alice legt eine Hand auf mein Knie. Ich blicke sie so kalt an, wie ich kann, und sie zieht sie wieder zurück. «Ich meine es ernst. Ich möchte wirklich, dass du kommst. Und ich finde es super, was du letzte Woche zu Dan gesagt hast. Ich wäre echt froh, wenn mir auch mal so was einfallen würde, aber so schlagfertig bin ich einfach nicht. Und ehrlich, ich hätte nie im Leben dran gedacht, wie das für die Frau gewesen sein muss. Das ist mir erst klargeworden, als ich mitgekriegt habe, wie du Dan zur Schnecke gemacht hast. Ich meine, du warst toll, was du gesagt hast, war total richtig. Du hast ihn als den Idioten bloßgestellt, der er ist.»

Ich weiß sofort, wovon Alice spricht – das einzige Mal, wo ich nicht aufgepasst, mich einen Augenblick lang vergessen habe. Ich lege mich nicht mehr mit anderen an. Im Gegenteil, ich gebe

mir alle Mühe, das in meinem täglichen Leben zu vermeiden. Aber das Benehmen von Dan Johnson und seinen Freunden vor einer Woche fand ich derart widerlich, dass ich mich nicht mehr beherrschen konnte.

Unsere Schule hatte eine Berufsberaterin eingeladen, die uns etwas über unsere Chancen auf dem Arbeitsmarkt und über die Zulassungsbedingungen für die Uni erzählen sollte. Zugegeben, der Vortrag war langweilig, wir hatten das alles schon zigmal gehört, und die Frau war nervös, stotterte herum und redete konfuse Zeug. Je lauter und unruhiger ihre Zuhörer wurden, desto mehr geriet sie aus dem Konzept. Aber Dan Johnson und seine fiese Clique nutzten das aus. Sie führten sich dermaßen gemein und respektlos auf, dass die Frau schließlich in Tränen ausbrach und gedemütigt das Weite suchte. Nach der Veranstaltung tipp-te ich Dan im Flur von hinten auf die Schulter.

Dan drehte sich mit einem blasierten, selbstgefälligen Gesichtsausdruck um. Er erwartete offensichtlich Bewunderung für sein Benehmen.

«Ist dir eigentlich klar», begann ich mit überraschend lauter, zorniger Stimme, «wie sehr du diese Frau verletzt hast? Das ist ihr Leben, Daniel, ihr Beruf, ihr berufliches Ansehen. Mit deinem erbärmlichen Schrei nach Aufmerksamkeit hast du sie zutiefst gedemütigt. Du tust mir leid, Daniel, du musst dich schon verdammt traurig und winzig fühlen, wenn du das Bedürfnis hast, jemanden so niederzumachen, jemanden, den du nicht mal kennst.»

«Du warst super», fährt Alice fort. «Und ich war ehrlich gesagt total überrascht. Echt, ich glaube, alle waren das. Niemand redet so mit Dan.» Sie schüttelt den Kopf. «Niemand.»

Tja, ich schon, denke ich bei mir. Zumindest mein wahres Ich.

«Es war großartig. Mutig.»

Und das Wort gibt schließlich den Ausschlag. «Mutig.» Ich wäre so furchtbar gern mutig. Ich möchte den Feigling in mir so wahnsinnig gern auslöschen und zerquetschen und vernichten, dass ich Alice nicht länger widerstehen kann.

Ich stehe auf und hänge mir meine Tasche über die Schulter. «Okay», sage ich zu meiner eigenen Verblüffung – «okay, ich komme.»

2

Alice besteht darauf, dass wir uns gemeinsam für die Party hübsch machen. Als der große Tag gekommen ist, holt sie mich am frühen Nachmittag mit ihrem klapprigen alten VW ab, und wir fahren zu ihr nach Hause. Sie wechselt ständig die Spur und fährt viel schneller, als es einer Anfängerin mit Führerschein auf Probe erlaubt ist, und dabei erzählt sie mir, dass sie allein lebt, in einer Einzimmerwohnung in der Innenstadt. Das überrascht mich, es erstaunt mich sogar. Ich hätte gedacht, dass jemand wie Alice in einem schicken Haus in einer Vorortsiedlung bei ihren treusorgenden Eltern wohnt. Ich hätte gedacht, dass sie verwöhnt, umhegt, verhätschelt wird (genau wie ich früher), und die Tatsache, dass sie allein lebt, macht sie plötzlich irgendwie interessanter. Sie ist offenbar komplexer, als ich ihr zugetraut hätte. Alice und ich haben mehr gemeinsam, als ich dachte.

Ich möchte ihr tausend Fragen stellen – Wo sind ihre Eltern? Wie kann sie sich eine Wohnung leisten? Hat sie je Angst? Ist sie einsam? –, aber ich halte mich zurück. Ich habe selbst Geheimnisse, und ich habe gelernt, dass ich, wenn ich Fragen stelle, nur Gefahr laufe, selbst ausgefragt zu werden. Es ist sicherer, bei anderen nicht zu neugierig zu sein, sicherer, nichts zu fragen.

Ihre Wohnung liegt in einem spießigen, durchschnittlich aussehenden Mietsblock. Das Treppenhaus ist dunkel und nicht besonders einladend, aber nachdem wir vier Etagen hochgetrabt sind und atemlos an ihrer Wohnung ankommen, öffnet sie die Tür zu einem Zimmer voller Farbe und Wärme.

Die Wände sind in einem satten dunklen Orange gestrichen und mit großen, knalligen abstrakten Bildern behängt. Burgunderrote Überwürfe und farbenfrohe Kissen im Ethno-Look verschönern zwei wuchtige, weich aussehende Sofas. Auf jeder freien Fläche stehen Kerzen.

«*Voilà!* Mein bescheidenes Heim.» Alice zieht mich herein und beobachtet gespannt mein Gesicht. Ich sehe mich im Raum um. «Wie findest du's? Ich hab alles selbst gemacht, weißt du. Du hättest mal sehen sollen, wie's hier aussah, als ich eingezogen bin, total öde und langweilig. Aber du glaubst nicht, wie ein bisschen Farbe einen Raum verändern kann. Eigentlich braucht man nur ein paar Ideen und einen Eimer knallige Farbe.»

«Ich find's echt cool», sage ich. Und bin unwillkürlich ein wenig neidisch. Alice' Zimmer ist richtig abgefahren, so viel jünger als die moderne, minimalistische Wohnung, in der ich lebe.

«Ehrlich? Es gefällt dir wirklich?»

«Ja», sage ich und lache. «Ganz ehrlich.»

«Da bin ich echt froh. Du sollst dich hier nämlich genauso wohl fühlen wie ich, weil ich vorhabe, ganz oft mit dir zusammen zu sein. Und ich kann mir richtig vorstellen, wie wir hier in diesem Zimmer ganz viel Zeit miteinander verbringen, wie wir quatschen und quatschen und quatschen und uns bis tief in die Nacht gegenseitig unsere Geheimnisse anvertrauen.»

Es heißt, charmante, beeindruckende Menschen verstünden es, einem das Gefühl zu geben, man wäre der einzige Mensch auf der Welt, und jetzt wird mir klar, was damit gemeint ist. Ich bin nicht ganz sicher, was sie da macht oder wie sie es macht – jemand anders hätte aufdringlich oder sogar unterwürfig gewirkt –, aber wenn Alice mir so vorbehaltlos ihre Aufmerksamkeit widmet, fühle ich mich kostbar, von der Gewissheit erwärmt, wirklich verstanden zu werden.

Einen kurzen, verrückten Moment lang stelle ich mir vor, wie

ich ihr mein Geheimnis verrate. Ich habe alles ganz deutlich vor Augen. Alice und ich in diesem Zimmer, wir sind beide ein bisschen beschwipst, kicherig und fröhlich und ein ganz klein wenig verlegen, wie man es eben ist, wenn man das Gefühl hat, eine neue Freundin gefunden zu haben, eine besondere Freundin. Ich lege meine Hand auf ihr Knie, damit sie still und leise wird, damit sie weiß, dass ich etwas Wichtiges sagen will, und dann erzähle ich es ihr. Ich erzähle es ihr schnell, ohne zu stocken, ohne ihr in die Augen zu schauen. Und wenn ich geendet habe, ist sie warmherzig und nachsichtig und verständnisvoll, genau wie ich es mir erhofft habe. Sie umarmt mich. Alles ist gut, und ich fühle mich leichter, weil ich es erzählt habe. Ich bin endlich frei.

Aber das ist alles bloß ein Traum. Ein irres Hirngespinnst. Ich erzähle ihr nichts.

Ich trage meine übliche Kluft – Jeans, Stiefel und Bluse – und habe etwas Make-up dabei, um mich für die Party anzuhübschen, doch Alice besteht darauf, dass ich ein Kleid anziehe. Ihr Schrank ist prall gefüllt mit Kleidern in allen möglichen Farben und Längen und Schnitten. Es müssen mindestens hundert sein, und an manchen hängen noch die Preisschilder. Ich frage mich, woher sie das Geld hat, wie sie sich so viele Klamotten leisten kann, und schon wieder bin ich versucht zu fragen.

«Ich hab einen kleinen Klamottenfimmel.» Sie grinst.

«Tatsache?», witzele ich. «Wär ich nie drauf gekommen.»

Alice greift in den Schrank und fängt an, Kleider herauszuziehen. Sie wirft sie aufs Bett. «Da. Such dir eins aus. Die meisten davon hab ich noch kein einziges Mal getragen.» Sie hält ein blaues hoch. «Gefällt's dir?»

Es ist hübsch, aber ich habe mein Traumkleid bereits entdeckt. Es ist rot mit Paisleymuster, ein Wickelkleid mit Gürtel, offensichtlich aus irgendeinem Stretchmaterial. Solche Kleider

hat meine Mutter in den Siebzigern getragen, und es würde gut zu den hohen Stiefeln passen, die ich an habe.

Alice beobachtet mich. Sie lacht und greift nach dem roten Kleid. «Das hier?»

Ich nicke.

«Es ist toll, nicht?» Sie hält es vor sich und schaut in den Spiegel. «Und teuer. Es ist von Pakbelle und Kanon. Du hast einen guten Geschmack.»

«Es ist wunderschön. Warum ziehst du es nicht selbst an? Das Etikett ist noch dran, du hast es noch kein Mal getragen. Wahrscheinlich hast du's dir für einen besonderen Anlass ausgespart.»

«Nein. Ich zieh was anderes an. Etwas Besonderes.» Alice hält es vor mich. «Probier's an.»

Das Kleid sitzt perfekt und passt wirklich gut zu meinen Stiefeln. Das Rot bringt meinen dunklen Teint und die dunklen Haare zur Geltung, und ich lächle Alice glücklich im Spiegel an. Ich bin begeistert und froh, dass ich ihre Einladung angenommen habe.

Alice geht in die Küche und holt eine Flasche aus dem Kühlschrank. Es ist Sekt. Er ist rosé.

«Mhm, lecker», sagt sie und küsst die Flasche. «Meine einzige wahre Liebe. Und hey, seit gestern bin ich volljährig.»

Sie öffnet die Flasche, lässt den Korken gegen die Decke knallen und gießt uns beiden ein Glas ein, ohne vorher zu fragen, ob ich auch was will. Sie geht mit ihrem ins Bad, um zu duschen und sich zurechtzumachen, und als sie verschwunden ist, hebe ich mein Glas und nehme einen kleinen Schluck. Seit der Nacht, in der meine Familie zerstört wurde, habe ich keinen Alkohol mehr getrunken. Nicht einen Tropfen. Aber andererseits habe ich mich seitdem auch nicht mehr mit einer Freundin amüsiert, und so setze ich das Glas wieder an den Mund und genieße das

Gefühl der perlenden Flüssigkeit an den Lippen, auf der Zunge. Ich lasse einen weiteren kleinen Schluck durch die Kehle gleiten und bilde mir ein, die Wirkung unmittelbar zu spüren, zu fühlen, wie der Alkohol mir durch die Adern strömt, meine Lippen zum Prickeln bringt, mir zu Kopf steigt. Der Sekt ist süß und süffig wie Likör, und ich muss mich zwingen, nicht alles auf einmal herunterzukippen.

Ich koste jeden Mundvoll aus und genieße es, wie sich mein Körper mit jedem Schluck mehr und mehr entspannt. Als das Glas leer ist, bin ich fröhlicher, heiterer, unbeschwerter – fast eine normale Siebzehnjährige –, und ich lasse mich auf Alice' buntes Sofa fallen und kichere einfach so ohne Grund. Und ich sitze noch immer so da, lächle, genieße die angenehme Schwere meines Körpers auf dem Sofa, als Alice wieder ins Zimmer kommt.

«Wahnsinn. Alice. Du siehst ...» Ich zucke die Achseln, finde einfach nicht das passende Wort. «Du siehst umwerfend aus!»

Sie hebt die Arme und dreht sich auf den Zehenspitzen. «Na, vielen Dank, Miss Katherine», sagt sie.

Alice ist schön, atemberaubend schön. Sie ist groß, mit vollen Brüsten und langen, wohlgeformten Beinen, und ihr Gesicht ist ein Bild der Vollkommenheit: die Augen strahlend tiefblau, die Haut golden schimmernd.

Ich bin auch nicht gerade hässlich, aber neben Alice komme ich mir total reizlos vor.

Während wir auf das Taxi warten, geht Alice mit unseren leeren Gläsern in die Küche und schenkt Sekt nach. Als ich aufstehe, um mein Glas zu holen, merke ich, dass mir leicht schwindelig wird. Es fühlt sich nicht unangenehm an – im Gegenteil, es macht mich leicht und locker und entspannt. Und plötzlich kommt mir dieses Gefühl, diese benommene Glückseligkeit,

dieser Eindruck, dass die Welt ein gütiger und freundlicher Ort ist, so furchtbar vertraut vor, und ich merke, wie sehr es mir Angst macht. Alkohol trickst deinen Verstand aus, er lässt dich unvorsichtig werden, wiegt dich in dem Glauben, dass irgendwer schon auf dich aufpassen wird – aber ich weiß, dass das nur eine gefährliche Illusion ist. Alkohol bringt dich dazu, Risiken einzugehen, die du normalerweise nicht eingehen würdest, Alkohol lässt dich dumme Entscheidungen treffen. Und ich weiß besser als jeder andere, wie verheerend die Folgen einer einzigen schlechten Entscheidung sein können. Ich lebe jeden Tag damit.

Ich nehme das Glas, tu aber nur so, als würde ich einen Schluck trinken, und als das Taxi kommt, schütte ich den Rest in die Spüle.

Alice hat den Festsaal oben im Lion Hotel gemietet. Der Saal ist riesig und elegant, mit hohen Holzfenstern und einem herrlichen Ausblick auf die Stadt. Es gibt weiße Luftballons, weiße Tischdecken und eine Band. Es gibt Caterer, die Sektgläser polieren, und Servierplatten mit teuer aussehenden Häppchen. Und weil es eine geschlossene Gesellschaft ist, verlangt niemand, dass wir unsere Ausweise vorzeigen, als Alice für uns beide ein Glas Sekt holt.

«Das ist ja sagenhaft.» Ich blicke Alice neugierig an. «Haben deine Eltern dir das alles spendiert?»

«Nein.» Alice schnaubt verächtlich. «Die könnten nicht mal ein Grillfest geben, schon gar nicht so eine Party wie die hier.»

«Leben sie in Sydney?», frage ich.

«Wer?» Sie runzelt die Stirn.

«Deine Eltern.»

«Nein. Nein, Gott sei Dank nicht. Die leben im Norden.»

Ich frage mich, wie Alice es sich leisten kann, in Sydney zu leben, wie sie ihre Miete bezahlt und das hier. Ich hatte an-

genommen, ihre Eltern würden sie unterstützen, aber das hier hört sich nicht so an.

«Egal», sage ich. «Es ist supernett von dir, so eine große Party für deine Freunde zu schmeißen. Ich glaube, so großzügig wäre ich nie. Ich würde das Geld lieber für mich ausgeben. Für Reisen oder irgendwas anderes Tolles.»

«Großzügig? Findest du?» Alice zuckt die Achseln. «Finde ich eigentlich nicht. Ich liebe Partys. Besonders wenn ich die Hauptperson bin. Was Besseres kann ich mir gar nicht vorstellen. Und Reisen interessiert mich sowieso nicht.»

«Im Ernst?»

«Was soll ich in anderen Ländern? Da kenne ich kein Schwein, und kein Schwein kennt mich. Also was soll's?»

«Oh.» Ich lache und frage mich, ob sie einen Witz macht. «Mir fällt da so einiges ein. Im Mittelmeer schwimmen, den Eiffelturm sehen, die Chinesische Mauer, die Freiheitsstatue ... und kein Schwein kennen. Stell dir mal vor, wie befreiend das sein muss.» Ich merke, dass Alice mich skeptisch ansieht. «Interessierst du dich wirklich nicht fürs Reisen?»

«Nicht die Bohne. Mir gefällt's hier. Ich mag meine Freunde. Ich liebe mein Leben. Wieso sollte ich da woandershin wollen?»

«Weil –» Ich will ihr erzählen, wie ungeheuer neugierig ich auf den Rest der Welt bin, wie stark mich fremde Sprachen und Lebensarten faszinieren, die Geschichte der Menschheit, doch wir werden unterbrochen, weil die ersten Gäste kommen.

«Alice, Alice!», rufen sie, und unversehens ist sie umringt von Leuten. Einige kenne ich von der Schule, andere sind älter, und ich habe sie noch nie gesehen. Manche sind sehr festlich gekleidet, in langen Kleidern oder Anzug und Krawatte, andere salopp in Jeans und T-Shirt. Doch eines haben sie alle miteinander gemein: Sie wollen ein Stück von Alice haben, einen Augenblick

von ihrer Zeit, sie wollen im Zentrum ihrer Aufmerksamkeit stehen, sie zum Lachen bringen. Sie wollen alle von ihr gemocht werden, ohne Ausnahme.

Und Alice kümmert sich um alle. Sie schafft es, dass ihre Gäste sich rundum wohl fühlen. Aus irgendeinem Grund weicht sie mir trotzdem den ganzen Abend kaum von der Seite. Sie hakt sich immer wieder bei mir unter, führt mich von einer Gruppe zur nächsten und bezieht mich in jede Unterhaltung mit ein. Wir tanzen zusammen und lästern darüber, wie manche sich angezogen haben, mit wem sie flirten, wer wen anscheinend attraktiv findet. Ich amüsiere mich köstlich und habe so viel Spaß wie schon seit Jahren nicht mehr. Und die ganze Zeit denke ich kein einziges Mal an meine Schwester oder an meine gebrochenen Eltern. Ich tanze und lache und flirte. Ich vergesse für eine Weile die Nacht, in der ich die schreckliche Wahrheit über mich selbst erkannte. Ich vergesse die Nacht, in der ich den beschämenden, schäbigen Feigling auf dem Grund meiner Seele entdeckte.